
Newsletter Studienbereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit

September 2010, Nr. 7

Editorial	2
Soziale Netzwerke – Zur Geschichte eines soziologischen Denkstils <i>Michael Nollert</i>	4
Jenseits von crowding-out und crowding-in: Über den Einfluss des Wohlfahrtsstaats auf persönliche Netzwerke <i>Ivo Staub</i>	8
Moscheen als Knotenpunkte sozialer Netzwerke <i>Amir Sheikhzadegan</i>	12
Transfernetzwerke im Fussball <i>Daniel Künzler</i>	17
„Pulpo a la gallega“ – oder wie man eine transnationale Familie beschreibt <i>Marina Richter</i>	21
Abschlüsse am Lehrstuhl Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit	25
Fachschaft SoFa	26

Editorial

Monica Budowski und Michael Nollert

Strukturen und Funktionen von sozialen Netzwerken finden in der soziologischen Theorie und Forschung noch immer vergleichsweise wenig Resonanz, und das, obwohl kaum jemand bestreitet, dass Menschen soziale Wesen sind und alle Gesellschaften durch soziale Beziehungen – verfestigt in Institutionen und Handlungsoptionen, aber auch versehen mit sozialen Deutungen – konstituiert werden. Netzwerke strukturieren soziale Interaktionen auf verschiedenen Ebenen: auf der Mikroebene in den Beziehungen zwischen Individuen, auf der Mesoebene, in Beziehungen zwischen Organisationen sowie auf der Makroebene, in Beziehungen zwischen Nationalstaaten oder inter- und transnationalen Allianzen. Netzwerke verknüpfen einerseits Individuen, Kollektive oder Organisationen in unterschiedlichem Ausmass zu einer sozialen Struktur. Andererseits bieten sie den Akteuren sowohl Handlungsoptionen als auch -restriktionen und stellen somit Referenzpunkte für soziales Handeln dar. Netzwerke beruhen indes auch auf wahrgenommenen gegenseitigen Beziehungen, was interpretative Leistungen der Akteure notwendig macht. Das Konzept des „sozialen Netzwerks“ verbindet somit auf elegante Weise Struktur- und Handlungstheorie mit dem Feld symbolischer Ordnungen, sei es in Form von Normen und Werten oder in Form von Zugehörigkeiten und Identitäten.

Im ersten Beitrag weist Michael Nollert darauf hin, dass die Netzwerkforschung zwar auf eine lange Tradition in der Soziologie zurückblicken kann, im 20. Jahrhundert jedoch lange im Schatten anderer soziologischer Denkstile stand und erst in jüngerer Zeit auch wieder im deutschsprachigen Raum Fuss fasst.

Im zweiten Beitrag geht Ivo Staub anhand von drei Thesen der Frage nach, inwiefern der Wohlfahrtsstaat die Bereitschaft zur sozialen Vernetzung beeinflusst. Dabei kommt er zum Schluss, dass die empirischen Befunde gegen die populäre Verdrängungsthese und somit eher für den Komplementaritätsansatz und die ‚crowding-in‘-These sprechen.

Der Beitrag von Amir Sheikhzadegan erläutert vor dem Hintergrund zunehmender Angst und Skepsis in der westlichen Welt gegenüber Moscheen, deren Rolle für die Gläubigen im Hinblick auf religiöse Bedürfnisse und die Bildung sozialer Netzwerke. Unter Berücksichtigung empirischer Forschung sind unterschiedliche Netzwerke erkennbar: hierarchisch strukturierte transnationale Netzwerke, lokale Netzwerke sowie Netzwerke, die von international agierenden Stiftungen und Organisationen finanziell unterstützt werden.

Daniel Künzler zeigt anhand des Beispiel des Transfers von Fussballspielern aus dem globalen Süden zu europäischen Clubs, dass falsche Schlussfolgerungen nur dann zu vermeiden sind, wenn die hierarchischen Strukturen von Transfernetzwerken im Hinblick auf Abhängigkeiten, Loyalitäten, Vor- und Nachteile der unterschiedlichen Akteure untersucht werden.

Marina Richter schliesslich zeigt anhand der Metapher „Pulpo“ wie ein transnationales Familiennetzwerk entsteht und funktioniert. Dabei wird deutlich, wie wichtig die neuen Technologien sind für die Beziehungen, jedoch auch, dass diese die persönlichen Kontakte nicht vollständig ersetzen können.

Die Beiträge in der vorliegenden Newsletter zeigen, dass der Netzwerkansatz in vielen unterschiedlichen Forschungsfeldern fruchtbar eingesetzt werden kann. Wir wünschen allen eine anregende Lektüre.

Soziale Netzwerke – Zur Geschichte eines soziologischen Denkstils

Michael Nollert, Lehrstuhl Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit

„5 000 000 000 Individuen auf dieser Welt (...), aber diese 5 Milliarden laufen nicht etwa, wie sich das in manchen älteren soziologischen Theorien (...) darstellte, vereinzelt in der Welt herum oder in losen Haufen. So gut wie alle diese Menschen sind in mehr oder weniger festen Verbänden organisiert.“

(Elias 1987: 220)

„Soziale Netzwerke“ gehören heute zu den Kernthemen der Soziologie, da soziale Beziehungsgeflechte von Akteuren, seien das Menschen, Unternehmen oder politische Organisationen, sowohl Handlungsoptionen eröffnen als auch beschränken. In der Tat wissen wir, dass soziale Macht, Einfluss und Ohnmacht, sei das im wirtschaftlichen, politischen oder kulturellen Bereich, auf der Vernetzung von Menschen beruht und Akteure mit einem qualitativ guten Repertoire an sozialen Kontakten sowohl in materieller, emotionaler als auch gesundheitlicher Hinsicht privilegiert sind.

Allerdings wissen wir auch, dass Menschen und Gemeinwesen, denen es an „sozialem Kapital“ mangelt, gesellschaftlich handicapiert und folglich gut beraten sind, vorteilhafte soziale Kontakte zu knüpfen und/oder sich von ungünstigen Beziehungen zu befreien. Zahlreiche vergleichende Analysen sprechen zudem dafür, dass politische Gemeinwesen ökonomisch besser abschneiden und weniger von sozialen Konflikten, Delinquenz und Armut belastet sind, wenn sich ihre Mitglieder zivilgesellschaftlich engagieren, damit vor allem auch schwache Beziehungen (*weak ties*) pflegen und generalisiertes Vertrauen stiften bzw. auf eine Parallelvergesellschaftung, etwa im Rahmen religiöser oder *gated communities*, verzichten (z.B. Woolcock und Narayan 2000). Dabei dokumentiert das Konzept der „sozialen Netzwerkarbeit“, dass diese soziologischen Erkenntnisse inzwischen auch in periphere Zirkel der Sozialen Arbeit diffundiert ist (vgl. Bullinger und Novak 1998).

Im Schatten von Systemtheorie und utilitaristischer Handlungstheorie

Der momentane Erfolg des Konzepts kann indes nicht darüber hinweg täuschen, dass die Mainstream-Soziologie im Verlaufe des 20. Jahrhunderts vorübergehend ihr Interesse am Forschungsgegenstand „soziale Netzwerke“ verloren hat. Doch blenden wir in die Gründungsphase der Soziologie zurück: Wie viele andere Klassiker (Emile Durkheim, Max Weber, Ferdinand Tönnies) bemühte sich auch Georg Simmel Ende

des 19. Jahrhunderts um die Abgrenzung und Identität der Disziplin. Dabei betonte er vor allem den Unterschied zur Psychologie, indem er der Soziologie die Aufgabe aufbürdete, sich vornehmlich mit sozialen Beziehungen zu beschäftigen. Mit anderen Worten: SoziologInnen sollten sich nicht auf psychische Prozessen und Strukturen oder Attribute von Menschen oder Organisationen, sondern auf Beziehungsgeflechte wie etwa die Dyade, Triade oder Gruppe und deren Implikationen für das Zusammenleben konzentrieren.

Simmels Forderung nach einer „relationalen Soziologie“ (Fuhse und Mützel 2010) fand allerdings nur wenig Resonanz. Lediglich das Konzept der „Gruppe“ genügte zumindest in Ansätzen dem Anspruch, sich auf die Wechselwirkungen zwischen Menschen zu konzentrieren (Fuhse 2006). Zumal moderne Gesellschaften jedoch gerade dadurch charakterisiert sind, dass Menschen nicht nur Gruppen, sondern auch mehr oder weniger lockeren Netzwerken angehören (Simmel 1992, Nollert 2010), verlor der Gruppenbegriff an analytischem Wert.

Folglich florierten nach dem Zweiten Weltkrieg einerseits Theorien, die in Einklang mit Parsons Systemtheorie die Gestaltungskraft von Werten und Normen (Kultur) hervorhoben und andererseits Theorien, die im Sinne des methodologischen Individualismus der Ökonomie die Emergenz sozialer Netzwerke negierten. Granovetter (1985) zufolge verwiesen somit das makrosoziologischen Paradigma des „oversocialized man“ der Systemtheorie und das Ende des 20. Jahrhundert florierende mikrosoziologische Paradigma des „undersocialized man“ der Rational Choice Theorie gleichermaßen die von Simmel geforderte Netzwerkperspektive in die Schranken.

Obwohl der Netzwerk-Begriff bereits in den 1950er-Jahren bei der Analyse sozialer Strukturen Verwendung fand (Barnes 1954) und Norbert Elias in den 1960er-Jahren das Figurationskonzept lancierte, blieb die Netzwerktheorie und -analyse bis Ende des 20. Jahrhunderts ein Refugium einzelner US-amerikanischen ForscherInnen (z.B. Borgatti, Burt, Wellman, White).

Im Schatten des „methodischen Individualismus“

Auch in der empirischen Sozialforschung fand die Netzwerkperspektive kaum Resonanz, dominiert doch bis heute sowohl in der quantitativen als auch qualitativen Forschung der „methodische Individualismus“. So interessiert sich zum einen die Umfrageforschung primär für die Attribute, Einstellungen und Motive von *Individuen*, d.h. *Korrelationen* zwischen Variablen, nicht aber für die *Relationen* zwischen Akteuren. Zum andern fokussiert die qualitative Forschung vorzugsweise auf die „subjektiven Sichtweisen“ und nicht etwa auf Beziehungen zwischen Individuen. Löbliche Ausnahmen bildeten u.a. Jacob Morenos Soziometrie oder William F. Whytes Analyse der Netzwerkstrukturen in der von italienischen MigrantInnen geprägten *Street Corner Society* (1943, 1996).

Dass Simmels Forderung nach einem Primat der Netzwerkperspektive auch in der soziologischen Forschung nur wenig Anklang fand, zeigt sich auch darin, dass die Netzwerktheorie und -analyse noch immer in den meisten soziologischen Curricula vernachlässigt wird, und im deutschsprachigen Raum gerade mal ein Lehrbuch für qualitative Netzwerkanalyse verfügbar ist (Hollstein und Straus 2006).

Ansätze zur Revitalisierung der relationalen Soziologie

Die hegemoniale Stellung des methodischen Individualismus in der Sozialforschung und der Aufstieg systemtheoretischer und individualistischer Denkstile dokumentieren gleichermaßen, dass relationale Perspektiven insbesondere in der deutschsprachigen Soziologie noch immer ein Randdasein fristen. Noch immer interessiert sich die *scientific community* mehr für Korrelationen zwischen Variablen, subjektive Sichtweisen und individuelle Handlungskalküle als für Funktionen und Strukturen von Netzwerken.

All jene Soziologinnen, die sich wie Emirbayer (1997) für die Ansicht einsetzen, dass ihr Kerngeschäft eigentlich nicht die Analyse und Vergleich von Attributen, sondern von Relationen zwischen Akteuren ist, dürften es folglich begrüßen, wenn die Anzahl von Publikationen, die sich an netzwerktheoretischen Ansätzen orientieren und/oder netzwerkanalytisch vorgehen, weiterhin ansteigt.

Das Konzept der „sozialen Netzwerke“ ist allerdings vor allem auch deshalb für die Soziologie fruchtbar, weil es ein analytisches Scharnier zwischen häufig empirieresistenter, auf die Makroebene fokussierter Systemtheorie und strukturblinder Handlungstheorie bietet. In diesem Sinne hofft auch der Autor, dass sich das Aufflammen der relationalen Soziologie nicht als intellektuelles Strohfeuer erweist.

Literatur

- Barnes, John A. (1954) Class and Committees in a Norwegian Island Parish. *Human Relations* 7: 39-58.
- Bullinger, Hermann/Novak, Jürgen (1998). *Soziale Netzwerkarbeit. Eine Einführung für soziale Berufe*. Freiburg: Lambertus.
- Elias, Norbert (1987). *Die Gesellschaft der Individuen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Emirbayer, Mustafa (1997). Manifesto for a Relational Sociology. *American Journal of Sociology* 103: 281-317.
- Fuhse, Jan (2006). Gruppe und Netzwerk – eine begriffsgeschichtliche Rekonstruktion. *Berliner Journal für Sozialforschung* 16: 245-263.
- Fuhse, Jan/Mützel, Sophie (Hg.) (2010). *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

-
- Granovetter, Mark (1985) Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. *American Journal of Sociology*, 91: 481–510.
- Hollstein, Betina/Straus, Florian (Hg.) (2006). *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden und Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nollert, Michael (2010) Kreuzung sozialer Kreise: Auswirkungen und Wirkungsgeschichte. In: Christian Stegbauer und Rainer Häussling (Hg.) *Handbuch Netzwerkforschung* (S. 159-167). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Simmel, Georg (1992 [1908]). Die Kreuzung sozialer Kreise. In: ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (456-511), Band 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Whyte, William F., (1996 [1943]). *Die Street Corner Society: Die Sozialstruktur eines Italienviertels Berlin/New York*: de Gruyter.
- Woolcock, Michael/Narayan, Deepa (2000). Social Capital: Implications for Development Theory, Research and Policy. *The World Bank Research Observer* 15: 225-249.

Jenseits von crowding-out und crowding-in: Über den Einfluss des Wohlfahrtsstaats auf persönliche Netzwerke

Ivo Staub, Lehrstuhl Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit

In der sozialwissenschaftlichen Literatur wird vermutet, dass die umfassenden Tätigkeiten westlicher Wohlfahrtsstaaten die persönlichen Beziehungen beeinflussen. Umstritten ist jedoch, wie sich staatliche Leistungen genau auf familiäre, freundschaftliche, kollegiale und zivilgesellschaftliche Netzwerke auswirken. Die beiden klassischen Sichtweisen besagen, dass persönliche Kontakte und ziviles Engagement durch einen umfangreichen Sozialstaat entweder geschwächt (*crowding-out*) oder aber gestärkt werden (*crowding-in*). Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Positionen vermittelt ein theoretischer Ansatz, der von einer Komplementarität und Spezialisierung staatlicher Aktivitäten und privater Netzwerke ausgeht.

Das gesellige Beisammensein unter Freunden, Kollegen und Familie ist wohl für die meisten Menschen eine Quelle der Freude und gehört zweifelsohne zu den angenehmen Seiten des Lebens. Persönliche Beziehungen zu anderen Menschen haben nicht nur einen expressiven Charakter, sondern bieten die Möglichkeit der gegenseitigen Unterstützung. Daher besitzt sie auch einen instrumentellen Nutzen und stellen die Basis für soziales Kapital im Sinne Pierre Bourdieus dar. Dieses betont aktuelle und potentielle Ressourcen, auf die ein Mensch dank seiner sozialen Beziehungen zugreifen kann.

Persönliche Netzwerke sowie soziales Kapital sind nicht allen Menschen gleich zugänglich: die Menschen verfügen jeweils über unterschiedlich viele und andersartige Beziehungen, wodurch sie verschieden stark von Hilfeleistungen profitieren. Neben Unterschieden innerhalb von Gesellschaften finden sich auch beträchtliche Differenzen im internationalen Vergleich bezüglich der Anzahl persönlicher Kontakte (zur Kernfamilie, zur erweiterten Familie, zu Freunden, Kollegen und Nachbarn), dem Ausmass an Unterstützung innerhalb dieser Beziehungen (Häufigkeit und Intensität von Hilfeleistungen) sowie dem Potential, neue Freundschaften im Rahmen von zivilgesellschaftlichem Engagement einzugehen (Partizipation in Freiwilligenorganisationen und in Vereinen).

Um diese Variation zu erklären, richten Sozialforscherinnen ihren Blick bei der Ursachensuche auf die Aktivitäten der Nationalstaaten. Insbesondere der Umfang

staatlicher Leistungen und die Zugehörigkeit eines Landes zu einem spezifischen Wohlfahrtsstaatstypus sollen einen Einfluss darauf haben, wie die Bewohnerinnen ihre Beziehungen leben und ihre Netzwerke pflegen. So besteht in der Wissenschaft ein breiter Konsens darüber, dass politische Faktoren zur Erklärung der internationalen Unterschiede beitragen. Diese Einigkeit zerfällt aber schnell, wenn es darum geht, die genauen Folgen des Wohlfahrtsstaats zu beschreiben.

Drei theoretische Positionen

Die Vertreterinnen der Verdrängungsthese (*crowding-out*) sind pessimistisch, was die Konsequenzen der staatlichen Leistungsexpansion betrifft. Die Einführung der Sozialgesetzgebung im Deutschen Reich der 1880er Jahren war die Initialzündung für eine dramatische Veränderung der Bedeutung von Staatlichkeit. Die westlichen Nationen übernahmen im Laufe der Zeit immer umfassendere soziale Aufgaben und entwickelten sich allmählich zu Wohlfahrtsstaaten. Die Aufgaben, die sie sich aneigneten, wurden zuvor oft von Freiwilligenorganisationen, Familien oder sonstigen persönlichen Netzwerken erfüllt. Wenn nun der Staat Unterstützungsleistungen (wie Altenpflege oder Kinderbetreuung) übernimmt, dann substituiert er gleichsam die bisherigen „Anbieter“ ebendieser „Dienstleistungen“. Besonders familiäre Beziehungen und zahlreiche freiwillige Gruppierungen verlieren wegen dem Wohlfahrtsstaat teilweise ihren instrumentellen Nutzen. Dieser Bedeutungsverlust, so die Verdrängungsthese, schwäche die persönlichen Beziehungen und führe im Extremfall zur Auflösung von zwischenmenschlichen Netzwerken, zur Abnahme der Solidarität sowie zur Zunahme von Isolation und Anomie. Diese Sichtweise betont insbesondere die funktionalen Aspekte von sozialen Kontakten und vernachlässigt deren expressiven Charakter: dass Personen keine zwischenmenschlichen Beziehungen eingehen würden, falls diese nicht notwendig sind, ist eine problematische Annahme. Trotz dem Wegfall der Notwendigkeit von Unterstützungsleistungen steht es den Menschen zudem weiterhin offen, sich gegenseitig zu helfen; sei dies aus Zuneigung, Altruismus oder aufgrund von Reziprozitätsnormen. Falls die Verdrängungsthese zutrifft, dann wären die persönlichen Netzwerke in knauserigen Wohlfahrtsstaaten engmaschiger als in Ländern mit grosszügigen Sozialleistungen.

Die genau gegenteilige Position wird von der Verstärkungsthese (*crowding-in*) vertreten: umfangreiche, öffentliche Leistungen begünstigen und stärken interpersonale Beziehungen. Zur Plausibilisierung dieser Position können mehrere theoretische Argumente vorgetragen werden. Zum einen stellt der Staat die Infrastruktur für ein vielfältiges Vereinsleben zur Verfügung, ermuntert Personen sich zivil zu engagieren und finanziert teilweise auch Freiwilligenorganisationen. In diesen können sich Menschen kennen lernen, neue Freundschaften eingehen und somit ihr Netzwerk ausbauen. Ein weiteres Argument bezieht sich darauf, dass intensive staatliche Unterstützungsleistungen persönliche Beziehungen erleichtert, da diese Leistungen nicht mehr

privat erbracht werden müssen. Diese Entlastung gibt den Freiraum, soziale Kontakte zu geniessen, was mit einer Verbesserung der Beziehungsqualität einhergeht. Müssen beispielsweise belastende Pflegeleistungen nicht von Familienangehörigen übernommen werden, dann eröffnet sich die Möglichkeit, zusammen angenehmere Aktivitäten zu unternehmen und sich öfters im kleineren Rahmen auszuhelfen. Dadurch befreie der Wohlfahrtsstaat einzelne Menschen auch aus Abhängigkeitsverhältnissen, was eine freie gesellschaftliche Partizipation teilweise erst richtig ermögliche. Der Wohlfahrtsstaat schaffe also die Basis einer Gesellschaft, in der soziale Beziehungen nicht aus blosser Notwendigkeit existieren, sondern weil die Menschen sich diese wünschen und sie bewusst wählen.

Eine dritte Sichtweise betont die „Komplementarität“, „Spezialisierung“, „gemischte Verantwortlichkeit“ und „funktionale Differenzierung“ zwischen privaten Netzwerken und dem Sozialstaat. Dabei übernimmt der Staat die belastenden und umfangreichen Sozialleistungen (wie die Arbeitslosenversicherung, Krankenpflege und Armenhilfe), die teilweise auch umfassendes, technisches Wissen benötigen, währenddem sich persönliche Kontakte auf kleinere Hilfeleistungen (bspw. Unterstützung im Haushalt, emotionale Unterstützung) spezialisieren und Freiwilligenvereine eher in expressiven Feldern (wie Sport und Kultur) tätig werden. Soziale Beziehungen, die ausschliesslich wegen Unterstützungsverpflichtungen aufrechterhalten werden, sind zwar durch die Expansion des Wohlfahrtsstaats gefährdet, diese dürften insgesamt aber nur einen kleinen Teil der persönlichen Netzwerke ausmachen. Demgegenüber sind Beziehungen, die primär auf Freundschaft, Zuneigung und Reziprozität basieren, in keiner Weise durch staatliche Aktivitäten bedroht; ganz im Gegenteil: sie werden dadurch vereinfacht, dass keine umfangreichen Unterstützungsleistungen getätigt werden müssen. In diesem Modell der gemischten Verantwortung übernimmt der Staat anspruchsvolle Dienstleistungen, dabei verdrängt er Freiwilligenorganisationen und gewisse Beziehungen, die genau dieselben Funktionen übernehmen. Dafür entsteht mehr komplementäres ziviles Engagement und es wird öfters, dafür im kleineren Umfang, einander ausgeholfen.

Empirische Ergebnisse

In jüngerer Zeit wurden diese Theorien in zahlreichen empirischen Untersuchungen erforscht. Als erklärende Faktoren wurden dabei entweder die Grösse des Wohlfahrtsstaats, spezifische staatliche Leistungen (bspw. Zahlungen an Familien) oder die Zugehörigkeit zu einem Wohlfahrtsstaatstypus verwendet. Diese Variablen zeigten jedoch oftmals keine oder widersprüchliche Auswirkungen auf die Struktur persönlicher Netzwerke. So scheint die Grösse des Sozialstaats die Kontakthäufigkeit zu Freunden, Kollegen und Nachbarn nicht zu beeinflussen (u.a. Gesthuizen, van der Meer und Scheepers 2009). Es gibt jedoch Hinweise, dass in mediterranen Ländern intensivere familiäre Kontakte bestehen. Dafür helfen sich dort die Menschen im All-

gemeinen seltener einander aus (u.a. Kääriäinen und Lehtonen 2006). In Ländern mit umfassenden staatlichen Leistungen scheint die Frequenz von generationenübergreifenden Hilfeleistungen höher zu sein, dafür aber in weniger intensiven Formen (bspw. weniger Pflegeleistungen und geringere Kohabitationsraten; u.a. Brandt 2009). Zudem sind die Menschen in gut ausgebauten Wohlfahrtsstaaten öfters freiwillig aktiv, wobei in skandinavischen Gesellschaften eher kulturelle Vereine wichtig sind und in den anderen Ländern soziale Dienstleistungen die Freiwilligenarbeit dominieren (Salamon und Sokolowski 2003).

Insgesamt sprechen die empirischen Befunde für den Komplementaritätsansatz und gegen die Verdrängungsthese (auch van Oorschot und Arts 2005). Der Zusammenhang zwischen staatlichen Leistungen und der Struktur privater Netzwerke (Grösse des Netzwerks und Kontakthäufigkeit) ist insgesamt nur relativ schwach. Ein grosser Sozialstaat beeinflusst jedoch die Hilfefrequenz und die Teilnahme an der Zivilgesellschaft positiv, die Intensität einzelner Hilfeleistungen negativ.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass gewichtige theoretische und empirische Einwände gegen die Verdrängungsthese existieren. Die Befürchtung, dass eine Ausweitung des Wohlfahrtsstaats (bspw. in den Bereich der Kinderbetreuung) den sozialen und familialen Zusammenhalt schwächt, steht auf einem schwachen Fundament. Bevor man aber eine definitive Bilanz über den Zusammenhang von Wohlfahrtsstaat und persönlichen Netzwerken ziehen kann, müssten noch zahlreiche empirische Lücken zu dieser Fragestellung geschlossen werden.

Literatur

- Brandt, Martina (2009). *Hilfe zwischen Generationen. Ein europäischer Vergleich.* Wiesbaden: VS Verlag.
- Gesthuizen, Maurice, Tom van der Meer und Peer Scheepers (2009). *Ethnic Diversity and Social Capital in Europe. Test of Putnam's Thesis in European Countries.* In: *Scandinavian Political Studies*, 32(2):121-142.
- Kääriäinen, Juha und Heikki Lehtonen (2006). *The Variety of Social Capital in Welfare State Regimes. A Comparative Study of 21 Countries.* In: *European Societies*, (8)1: 27-57.
- Salamon, Lester M. und Wojciech Sokolowski (2003). *Institutional Roots of Volunteering: Toward a Macro-Structural Theory of Individual Voluntary Action.* In: Dekker, Paul und Loek Halman (Hg). *The Values of Volunteering: Cross-Cultural Perspectives (71-90).* New York: Kluwer Publishers.
- van Oorschot, Wim und Wil Arts (2005). *The Social Capital of European Welfare States. The Crowding out Hypotheses Revisited.* In: *Journal of European Social Policy*, 15(1): 5-26.

Moscheen als Knotenpunkte sozialer Netzwerke

Amir Sheikhzadegan, Lehrstuhl Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit

Berichterstattung über Konflikte um die Moschee ist von der Medienlandschaft nicht wegzudenken. Ein aktuelles Beispiel hierfür ist die Debatte über den geplanten Moscheebau in der Nähe des *Ground Zero* in New York. Initiiert von den Hinterbliebenen der Opfer der Anschläge vom 11. September 2001 ist der Protest in kürzester Zeit zu einer Frage von grosser innenpolitischer Bedeutung in den USA geworden.

Welche Position auch immer man zur Frage des Moscheebaus einnehmen mag, kann man nicht darüber hinwegsehen, dass in praktisch sämtlichen westlichen Gesellschaften seit Jahren die Befürchtung geäussert wird, Moscheen könnten die Integration der muslimischen Bevölkerung erschweren oder diese sogar zu gewalttätigen, antisystemischen Praktiken animieren. Welche Rolle spielt aber die Moschee im Leben der Musliminnen und Muslime überhaupt?

Die Moschee (auf Arabisch: *Masdjid*) ist in erster Linie ein sakraler Ort, in welchem die Anhänger des Islam ihre Gebete verrichten. Diese sakrale Funktion überschattet aber keineswegs eine andere, ebenfalls wichtige Funktion der Moschee: Sie gilt als Versammlungsort der muslimischen Gemeinschaft (*Ummah*) und dient somit der Vernetzung der Ummah-Mitglieder. Das folgende Beispiel soll die Bedeutung dieser Funktion veranschaulichen: Tägliche Gebete dürfen alleine aber auch im Kollektiv verrichtet werden. Dem letzteren wird dennoch eine grössere Bedeutung beigemessen und in der Überlieferung ist dafür eine grössere Belohnung im Jenseits versprochen worden. Deshalb suchen fromme Gläubige, die keine Zeit oder Möglichkeit haben, eine Moschee zu besuchen, Glaubensgenossen, mit denen sie gemeinsam, sei es auch nur zu zweit, beten können. Mit anderen Worten liegt hier der Fokus mehr auf dem kollektiven Charakter des Gebets und weniger auf der Sakralität des Gebetsraumes. Dies erklärt auch die Leichtigkeit, mit welcher ein beliebiger Raum, sei es auch eine Garage, zu einer Moschee umfunktioniert werden kann. Hauptsache, Ummah-Mitglieder kommen zusammen.¹

¹ Dieser Aspekt wird umso deutlicher, wenn man andere Formen des Gebets, die nur kollektiv verrichtet werden dürfen – wie etwa das Freitagsgebet oder das *Fitr* Gebet am Ende von Ramadan – vor Augen hält.

Theoretisch könnte jede Muslimin/jeder Muslim zum Verrichten der täglichen Gebete eine Moschee nach Belieben aussuchen. In der Praxis gibt es aber mehrere Falllinien, die der Konstruktion von sozio-kulturellen Grenzen unter den Ummah-Mitgliedern dienen und aus der vermeintlich einheitlichen Gemeinschaft eine Reihe von sozialen Gruppen mit eigenen Netzwerken und einer mehr oder minder ausgeprägten *Ingroup*-Identität entstehen lassen. Aus lebensweltlicher Perspektive tendiert eine Muslimin/ein Muslim eher dazu, eine „vertraute“ Moschee aufzusuchen. Dabei wird der Glaubensrichtung einer Moschee grösseren Vorrang beigemessen. Dementsprechend haben *Sunniten*, *Schiiten*, *Ismailiten*, die *Ahmadi* und andere Glaubensrichtungen jeweils ihre eigenen Moscheen. Im weitesten Sinne umfassen die Moscheen auch die *Sufi*-Zentren sowie die als *Cem* bezeichneten religiösen Zentren der *Alewiten*. Abgrenzung entlang der sunnitischen Rechtsschulen hat aber kaum eine lebensweltliche Relevanz und viele Moscheebesuchende sind sich nicht einmal bewusst, welcher Rechtsschule sie angehören. Ist einmal die Glaubensrichtung einer Moschee berücksichtigt, so wird als Kriterium zweiten Ranges die ethnische Komponente berücksichtigt. Dabei ist die Sprache, in welcher der Imam seine Predigten abhält, von besonderer Bedeutung. Die ethnische Orientierung ist im deutschsprachigen Raum besonders ausgeprägt. In den Regionen, in welchen muslimische Einwanderer aus den ehemaligen Kolonien des Einwanderungslandes stammen (bspw. Frankreich oder Grossbritannien), und deshalb mit grosser Wahrscheinlichkeit der Kolonialsprache mächtig sind, predigen die Imame häufig in der Sprache des Einwanderungslandes. Neuerdings berücksichtigen manche Moscheebesuchende auch die politische Ausrichtung einer Moschee. So würde ein Iraner, der sich vom islamistischen Regime in seiner Heimat distanziert, eine Moschee, die irgendwie unter der Aufsicht des iranischen Staates steht, möglichst meiden. Bei der Auswahl einer Moschee gilt auf jeden Fall folgende Faustregel: Je grösser die Auswahlmöglichkeiten, desto spezifischer kann den eigenen Bedürfnissen entsprechend gewählt werden.

Mit der Zeit wurde die religiöse Funktion der Moschee um weitere kollektive Rituale erweitert. Beispiele hierfür sind Trauerzeremonien Verstorbener, aber auch religiöse Feierlichkeiten, an welchen besondere Ereignisse - wie etwa die Geburt des Propheten oder die Verkündung des Islam (bei den Schiiten kommen die Geburts- und Todestage der heiligen Imame hinzu) - gefeiert werden. Somit wurden mehrere Mechanismen zur Festigung des sozialen Bandes der Ummah-Mitglieder hergestellt. Von besonderer Bedeutung für den Gemeinschaftssinn der Musliminnen und Muslime sind die religiösen Rituale, die im heiligen Monat Ramadan in den Moscheen durchgeführt werden. Die Schiiten halten auch während des Monats *Moharram* religiöse Rituale um das Märtyrertum ihres dritten heiligen Imams und das seiner Familienmitglieder und Weggefährten ab. Eine weitere Implikation solcher Zusammenkünfte für den inneren Zusammenhalt der Gläubigen ist, dass sie aufgrund ihrer identitäts-

stiftenden Funktion als eine ideale Bühne für islamische Solidaritätsnetzwerke² und ihre karitativen Tätigkeiten gelten.

Der soziale Aspekt der Moschee ist aber keineswegs auf die Stärkung des Gemeinschaftssinns beschränkt. Der weitgehend informelle Charakter der Moschee lädt zu spontanen Begegnungen zwischen den Moscheebesuchenden ein. Fern von der Heimat kommt dieser Funktion eine besondere Bedeutung zu: Muslimische Einwanderer mit tiefem ökonomischen und kulturellen Kapital können durch Moschee-Kontakte ihr Sozialkapital erhöhen. In informellen Kontakten tauschen sich die Moscheebesuchenden rege über Themen aus, die weit über religiöse Fragen hinausgehen und sehr häufig alltagsrelevante Belange und integrationsspezifische Handlungsstrategien betreffen. Die Gesprächsthemen reichen von Umgang mit den Einwanderungsbehörden über Ausbildung der Kinder, Familienkonflikte, Sozialversicherung bis zu Geschäftsgesprächen und Stellenvermittlung.

Schliesslich ist die politische Bedeutung der Moschee zu erwähnen. Von den in Moscheen verankerten sozialen Netzwerken sind im Laufe der Geschichte immer wieder politische Bewegungen ausgegangen. Berühmte Beispiele hierfür in unserem Zeitalter sind die islamische Revolution in Iran 1979, die *FIS*-Bewegung in Algerien Anfang der 1990er-Jahre und die *Taliban*-Bewegung in Afghanistan und Pakistan seit den 1990er-Jahren.

Der Dreh- und Angelpunkt einer Moschee ist deren Vorbeter, den man generell als Imam bezeichnet. Der Imam wirkt aber nicht nur als Vorbeter, sondern auch als Prediger, Verwalter und Seelsorger, gelegentlich sogar als Mediator. In ihrer Beschreibung der in westlichen Ländern wirkenden Imame unterscheidet Cesari (2004: 125ff.) zwischen zwei Haupttypen dieser sozio-religiösen Funktion: *Beauracratic leaders* sind jene, die von islamischen Staaten in den von ihnen erbauten Moscheen eingesetzt werden. Zu diesen Ländern gehören u.a. Saudi-Arabien, Algerien, Marokko, die Türkei und Indonesien. Bei den schiitischen Moscheen wirkt entweder ein Grossayatollah oder der iranische Staat (oder eine Mischung von beidem) als Aufsichtsbehörde. Diese Imame orientieren sich nach ihrem Herkunftsland und verfolgen die Doktrin ihres jeweiligen Auftraggebers. Staatliche Einflüsse werden gelegentlich auch über islamische Organisationen ausgeübt. Ein Beispiel hierfür wäre die Organisation Milli Görüş („nationale Weltsicht“), welche mit Necmettin Erbakan, dem vormaligen Ministerpräsidenten der Türkei, assoziiert ist und zahlreiche Moscheen in Europa wie auch in Nordamerika unterhält. Neuerdings formieren sich manche muslimische Gemeinschaften, vor allem in Nordamerika, zu *grass-roots* Netzwerken und gründen Moscheen, die nicht nur einen Gebetsraum umfassen, sondern auch eine Reihe von sozio-kulturellen Dienstleistungen anbieten. Zu diesen gehören Initiationsrituale, wie etwa Beschneidung, Eheschliessung und Konversion, Beerdigungs- und Trauerzere-

² Für einen Überblick über islamische Solidaritätsnetzwerke siehe Schulze (2004).

monien, Religionsunterricht, Kurse für Konvertiten, Seminare und Vortragsreihen, Filmvorführungen und soziale - in manchen Moscheen sogar psychologische - Beratungen. Die somit entstandenen Netzwerke sind freiwillige Assoziationen – was ihnen die Bezeichnung „*Muslim congregations*“ (Casanova 2009; Cesari 2004) gebracht hat – und werden durch die Spenden ihrer Mitglieder und Sympathisanten finanziert. Die Imame solcher Moscheen machen den zweiten Typus der Imame nach Cesari aus und werden von ihr als *parochial* oder *local leaders* bezeichnet. Diese Imame kommen in der Regel aus den Reihen der zweiten und dritten Einwanderergenerationen, beherrschen die Sprache des jeweiligen Einwanderungslandes und verstehen sich in erster Linie als dessen Bürger. Die afroamerikanischen Imame der *Nation of Islam* in den USA zählt Cesari auch zu den *parochial leaders*. Dieser Typologie entsprechend kann von zwei Typen von Netzwerken gesprochen werden: Während die *beurocratic leaders* hierarchische, transnationale Netzwerke repräsentieren, stehen die *parochial leaders* im Zentrum lokaler Netzwerke. Hinzu müsste man meines Erachtens aber einen dritten Typus zählen und zwar jene Imame, die international agierenden Stiftungen und Organisationen, wie etwa der iranisch/irakischen Al-Khoei Foundation, der pakistanischen *Jamaat-at-Tabligh* oder der ägyptisch/syrischen Organisation *Ikhwan-al-Muslemin* („Muslimbruderschaft“), angehören und von diesen finanziert werden. Manche dieser Moscheen werden von militanten Imamen geführt und sind mit gleich gesinnten Organisationen, wie etwa *al-Qaida*, assoziiert (ein Beispiel hierfür wäre die kürzlich geschlossene *Taiba* Moschee in Hamburg). Solche Imame sind spätestens seit den Anschlägen vom 11. Sept. 2001 ins Visier der westlichen Nachrichtendienste geraten und werden von diesen verfolgt.

Ob ein Imam in seiner Funktion als *Gate-keeper* eher eine bindende (*bonding*) oder brückenschlagende (*bridging*) Rolle annimmt, hängt nicht nur von seiner geistigen Haltung ab, sondern auch von der Art seiner Vernetzung. Angesichts der zentralen Rolle des Imams in einer Moschee ist in den letzten Jahren die Frage aufgekommen, ob es nicht der Integration der Musliminnen und Muslime förderlicher wäre, wenn die Imame in Europa ausgebildet würden.³

Zu den neueren Entwicklungen mit weitreichenden Implikationen für islamische Netzwerke gehören die so genannten *gender jihad* Bewegungen der islamischen Feministinnen. Diese versuchen, westliche Moscheen zum Schauplatz ihrer emanzipatorischen Aktivitäten zu machen. Grosses Aufsehen erregten vor allem die sogenannte *mosque movement* der Musliminnen in Südafrika sowie die pray-in Aktionen von führenden muslimischen Feministinnen in Nordamerika. Beide dieser Bewegungen

³ In der Schweiz wurde im Rahmen des NFP 58 (Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft) ein Forschungsprojekt unter dem Titel «Imam-Ausbildung und islamische Religionspädagogik in der Schweiz?» durchgeführt. Für ein Überblick über die Befunde dieses Projektes siehe http://www.nfp58.ch/files/downloads/NFP58_Themenheft01_DE_def.pdf.

bzw. Aktionen waren gegen Geschlechtertrennung in den Moscheen ausgerichtet. Den dadurch entstandenen Medienspektakel nützten die Organisatorinnen aber auch dazu, ihre ablehnende Haltung gegenüber einer patriarchalen Auslegung des Islam zum Ausdruck zu bringen. Während islamische Feministinnen in erster Linie lokale Netzwerke pflegen, sind sie sich gleichzeitig darum bemüht, durch Organisation von internationalen Konferenzen und Zusammenkünften, aber auch durch regen Einsatz von Internet, sich global zu vernetzen (Badran 2006). Als Früchte dieser globalen Netzwerke können die „*International Islamic Feminist Conference*“, die erstmals 2005 in Barcelona statt fand, sowie die viel beachtete Zeitschrift „*Azizah*“ gesehen werden, deren Motto der folgende Spruch ist: „*For the woman who doesn't apologize for being a woman, and doesn't apologize for being a Muslim*“ (vgl. Cesari 2004: 169-171).

Den obigen Ausführungen kann entnommen werden, dass die in den Moscheen verankerten sozialen Netzwerke bunt und dynamisch sind. Innerhalb dieser sind sowohl integrative als auch desintegrative Prozesse zu erkennen. Welcher dieser Prozesse sich in der Zukunft durchsetzen wird, hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab. Zwei davon stechen besonders stark hervor: Mechanismen der Konstruktion von kulturellen Differenzen und die Mobilitätschancen der Musliminnen und Muslime.

Literatur

- Badran, Margot (2006). *Islamic Feminism Revisited*, Zugriff auf <http://www.counter-currents.org/gen-badran100206.htm> am 15.08.2010
- Casanova, José (2009). *The Religious Situation in Europe*. In: Hans Joas and Klaus Wiegandt (eds.): *Secularization and the World Religions* (206-228), Liverpool: Liverpool University Press
- Cesari, Jocelyne (2004). *When Islam and Democracy Meet: Muslims in Europe and in the United States*. New York: Palgrave Macmillan.
- Schulze, Reinhard (2004). *Islamische Solidaritätsnetzwerke. Auswege aus den verlorenen Versprechen des modernen Staates*. In: Jens Beckert, Julia Eckert, Martin Kohli und Wolfgang Streeck (Hrg.), *Transnationale Solidarität. Chancen und Grenzen* (195-218), Frankfurt a. M.: Campus.

Transfernetzwerke im Fussball

Daniel Künzler, Lehrstuhl Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit

Amine Chermiti, Chaker Zouaghi und Yassine Chikhaoui kommen alle aus Tunesien und spielten im Juli 2010 für den FC Zürich. Chermiti wurde anfangs Juli verpflichtet, Zouaghi im Januar und Chikhaoui ist seit 2007 unter Vertrag. Im Zusammenhang mit Transfers von Fussballspielern aus Ländern der Peripherie ist schnell einmal von ungleichem Tausch und neokolonialer Ausbeutung die Rede.

In der Tradition von Weltsystem- und Dependenztheorie könnte man argumentieren, dass es sich beim Transfer von Fussballspielern um ein Beispiel des ungleichen Tauschs handle, bei dem ein Klub den „Rohstoff“ Spieler zu tiefen Preisen in der Peripherie einkaufe und dann „veredelt“ weiterverkaufe, wobei der Mehrwert zum Kapitalisten im Zentrum transferiert und die Entwicklung der Peripherie verhindert werde. Das Etikett der kapitalistischen Ausbeutung ist schnell zur Hand, aber wenig hilfreich für eine präzise Analyse. Wenn Kapitalismus etwas mit dem Erzielen von Profiten zu tun hat, dann lassen sich die allerwenigsten Fussballklubs als kapitalistische Unternehmen bezeichnen. Die meisten haben strukturelle Defizite und sind so hoch verschuldet, dass jeder vernunftbegabte Kapitalist die Finger davon lassen würde. Das grosse Geld machen im Fussball nicht (mehr) die Klubs. Hinzu kommt, dass es entgegen den theoretischen Annahmen der Dependenztheorie nicht die Spieler aus den ärmsten Ländern sind, die am häufigsten migrieren.

Neokoloniale Beziehungen zu vermuten greift ebenfalls zu kurz, sind es doch nicht nur Fussballklubs in den ehemaligen Kolonialmächten, die ausländische Spieler anwerben. Ausserdem migrieren auch Spieler aus Zentrumsstaaten mit dem Ball. Das eingangs genannte Beispiel deutet allerdings darauf hin, dass die Migration von Fussballspielern tatsächlich räumlich selektiv ist. Auch die Befunde des Neuenburger Geografen Raffaele Poli (2010) zeigen, dass es enorme Unterschiede zwischen den verschiedenen europäischen Ligen im Hinblick auf die Herkunftsländer der rekrutierten Fussballspieler gibt. In Italien und Spanien haben Spieler aus Lateinamerika ein grosses Gewicht, während in Frankreich afrikanische Spieler und in England westeuropäische Spieler gehäuft anzutreffen sind. Die Schweiz hat ein verhältnismässig vielfältiges Transfernetz. Auch wenn weiterhin Zusammenhänge zwischen Herkunfts- und Zielländern bestehen, so haben sich die Migrationsflüsse in den EU-Staaten in den letzten Jahren diversifiziert. Dies erklärt sich damit, dass sich nach verschiedenen Gerichtsurteilen in der Folge des europäischen Einigungsprozesses sowie nach dem

Cotonou-Abkommen mit den AKP-Staaten die Arbeitsmöglichkeiten für Fussballspieler mit einem ausländischen Pass liberalisiert haben, wobei nach wie vor rechtliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Ländern bestehen.

Die Rekrutierung von Fussballspielern erfolgt also nicht zufällig oder rein aufgrund von (vermutetem) Talent. Neben ökonomischen Unterschieden besitzen verschiedene andere Einflussgrössen Erklärungskraft im Hinblick auf die räumliche Selektivität der Migration von Fussballspielern, etwa die geographische und insbesondere die kulturelle Nähe (Sprache) sowie eine gemeinsame Geschichte (z.B. Kolonialzeit, Auswanderungsland). Diese Faktoren verweisen auf soziale Netzwerke. Wie das eingangs genannte Beispiel zeigt, können diese Transfernetzwerke durchaus auch persönlicher Natur sein. Chaker Zouaghi spielte zuvor beim tunesischen Klub Etoile Sportive du Sahel, wo er mit Yassine Chikhaoui gespielt hat, der ihn nach Zürich eingeladen hat. Chikhaoui wiederum wurde dem FC Zürich von Francileudo dos Santos empfohlen (Künzler 2010), einem ehemaligen Etoile-Spieler, der 2007 von Toulouse an den FC Zürich ausgeliehen wurde und inzwischen wieder bei Etoile Sportive du Sahel spielt. Auch Amine Chermiti hat für diesen Klub gespielt. Der FC Zürich hätte ihn bereits 2008 gerne verpflichtet, er wechselte aber zum deutschen Klub Hertha BSC, der damals vom vormaligen FCZ-Trainer Lucien Favre trainiert wurde. Chikhaoui und Chermiti haben den gleichen Spielervermittler, der auch den Etoile-Spieler Ali Nafkha vertritt, auf den der FC Zürich angeblich eine Option hat.

Im Rest dieses aus Platzgründen stark vereinfachenden Beitrages wird erkundet, inwieweit eine auf die Analyse sozialer Netzwerke orientierte Perspektive zur Analyse von Transfers im professionellen Fussball nützlich ist, aber auch, wo Schwächen liegen und ergänzende Perspektiven integriert werden müssen. Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass ein Fussballklub im unübersichtlichen transnationalen Spielermarkt ein Informationsproblem hat, wenn er für eine bestimmte Position einen Spieler sucht. In der Schweiz ist es – im Gegensatz etwa zu England – üblich, die Funktionen des Trainers und des für Transfers verantwortlichen Sportchefs zu trennen. Als weitere wichtige Akteure (Knoten) kommen der Vereinspräsident und gegebenenfalls der Chefscout hinzu. Der Präsident ist in der Regel an der Spitze der Hierarchie in der Klubleitung, die mit der Terminologie von Jansen (2006: 193) eine Clique im Transfernetzwerk bildet. Diese Clique verfügt über ein eingeschränktes Informationsnetzwerk, das sich möglicherweise noch stark überschneidet. Sie versucht deshalb, sich Brücken in andere, insbesondere ausländische, Netzwerke zu beschaffen und so geeignete Spieler zu finden. Aktive (Chikhaoui) oder ehemalige Spieler (dos Santos) sowie Trainer können solche Schnittstellen (*cutpoints*) sein, häufig sind es aber Spielervermittler. Diese nutzen derartige Löcher in der sozialen Struktur (*structural holes*, Burt 1992) als Vorteil für unternehmerisches Handeln.

Auf den ersten Blick erscheint dies wie eine plausible Bestätigung des Theorems der Stärke von schwachen Beziehungen von Mark Granovetter (1973), wonach wich-

tige neue Informationen über schwache Beziehungen vermittelt werden. Allerdings muss über den bei Granovetter zentralen Informationsaustausch hinausgegangen werden, sind doch Beziehungen in Transfernetzwerken multidimensional. Wie Beziehungen ganz allgemein (Jansen 2006: 59) umfassen sie beispielsweise auch den Austausch von begrenzten Ressourcen (Rechten, Geld) und Gefühlen (Freundschaft, Vertrauen) vor dem Hintergrund von Machtunterschieden. Sie können teilweise auch auf familiären Banden basieren, etwa wenn der Bruder oder Sohn eines Trainers oder Klubpräsidenten Spielervermittler ist. Netzwerke sind ausserdem dynamisch. Nach dem Ende ihrer Karriere nehmen Spieler teilweise andere Positionen in Transfernetzwerken ein (Spielervermittler, Trainer, Sportchef).

Der hier angewandte methodologische Relationalismus erhebt den Anspruch, zwischen Makro- und Mikroebene zu vermitteln. Die Migration von Fussballspielern ist in der Tat weder das pure Resultat einer interaktionistischen Aushandlung in einem unstrukturierten Markt noch eine reine Folge übergeordneter Strukturen. Die strukturelle Position eines Zielklubs in der internationalen Hierarchie der Klubmannschaften, die wesentlich, aber nicht ausschliesslich von den finanziellen Möglichkeiten abhängt, ist sicherlich zentral für die Attraktivität eines Klubs für Spieler und Spielervermittler. Schweizerische Klubs sind hier zusammen mit Klubs aus Belgien, Österreich, Schweden, Tschechien und Schottland im europäischen Mittelfeld. Die Spieler folgen auf der Suche nach einem Mehrwert einer Logik der aufsteigenden Karriere durch eine Sequenz von Kurzaufenthalten, die auf den ökonomischen Unterschieden der verschiedenen Ligen basiert. Angestrebt wird in der Regel ein Vertrag in einer der fünf grossen Ligen (England, Italien, Spanien, Deutschland, Frankreich). Die Aspirationen der Spieler wiederum sind nicht losgelöst von der Position ihres Herkunftslandes im Weltsystem und von der Position des Herkunftsklubs in der Klubhierarchie. Aspirationen alleine reichen natürlich nicht aus für einen Einstieg in Transfernetzwerke, welche sehr selektiv sind. Von den vielen, die darauf hoffen, schaffen es nur sehr wenige. Die Abhängigkeit eines noch nicht erfolgreichen Spielers von Spielervermittlern macht die jungen Spieler leicht ausbeutbar.

Das Prestige eines Spielers steigt, wenn mehr gerichtete Beziehungen (Transferanfragen) zu seinem Spielervermittler aufgenommen werden. Hat ein Spieler wenig Prestige, kann der Spielervermittler seine Loyalitäten einseitig auf den Verein richten, weil er zukünftige Transfers mit diesem Klub nicht gefährden will. Einige Vereine bezahlen Spielervermittler auch direkt. Diese Doppelbezahlung durch Klubs und Spieler führt ebenfalls zu einem Interessenkonflikt des Spielervermittlers. Auch ein Sportchef kann gegen die Interessen seines Klubs handeln (Prinzipal-Agent-Problematik) und beispielsweise mit einem Spielervermittler einen Kickback-Vertrag aushandeln. Dabei handelt es sich um künstlich überhöhte Transfersummen, bei denen ein Teil zwischen Spielervermittler und Sportchef aufgeteilt wird. Bei Trainern

gibt es eine ähnliche Problematik im Hinblick auf Provisionen für wertsteigernde Einsätze bestimmter Spieler in (National-)Mannschaften.

Eine rein grafische Abbildung eines Netzwerkes kann also schwierig zu interpretieren sein. Der Spielervermittler Jean-Bernard Beytrison etwa vertritt einen gewichtigen Teil des Kaders des BSC Young Boys und ist auch für die Zusammenarbeit mit dem AS Athlétic Club d'Adjamé in Abidjan (Elfenbeinküste) verantwortlich. Ist seine Zentralität im Netzwerk das Resultat gewachsener Geschäftsbeziehungen, die auf guten gegenseitigen Erfahrungen beruhen oder ein Ausdruck von Abhängigkeiten des Klubs und der Spieler? Ein weiterer wichtiger offener Punkt ist die Frage nach der Entstehung von Netzwerken. Eine induktive Vorgehensweise würde nahe legen, den Sportchef des FC Zürich danach zu fragen, wie denn der Kontakt mit dos Santos ursprünglich zu Stande kam.

Literatur

- Burt, Ronald S. (1992): Structural holes. The social structure of competition. 2nd print. Cambridge, MA: Harvard University Press
- Granovetter, Mark (1973): The Strength of Weak Ties. In: American Journal of Sociology, 78:1360–1380.
- Jansen, Dorothea (2006): Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele. 3., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Künzler, Daniel (2010): Fussball in Afrika. Hintergründe zu „Elefanten“, „Leoparden“ und „Löwen“. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Poli, Raffaele (2010): Le marché des footballeurs. Réseaux et circuits dans l'économie globale. Bern et al.: Peter Lang.

„Pulpo a la gallega“ – oder wie man eine transnationale Familie beschreibt

Marina Richter, Lehrstuhl Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit

In Galicien, der Provinz im äussersten Nordwesten Spaniens, gilt der Pulpo (Tintenfisch) – gekocht, in kleine Stücke geschnitten und mit scharfem und mildem Paprika sowie Meersalz bestreut und mit Olivenöl beträufelt – als Spezialität. Der „Pulpo“ erhielt im Verlauf meiner Feldarbeit in Spanien aber neben seinem kulinarischen auch einen forschungspraktischen Wert. Er diene einer der Familien, die ich über Landesgrenzen hinweg zu rekonstruieren versuchte, als Bild, um die Familie und ihre weltweite Ausbreitung zu beschreiben. Dieses Bild als Ausgangspunkt nehmend möchte ich im Folgenden erste Impressionen und Reflexionen aus einer laufenden Forschungsarbeit zu transnationalen Sozialräumen der zweiten Generation spanischer MigrantInnen in der Schweiz vorstellen.⁴

Dem Pulpo auf der Spur (Methode)

Es bedarf einiger methodischer Erläuterungen, um nachvollziehen zu können, wie ich im Laufe der Feldarbeit auf den „Pulpo“ stiess. Das Projekt stellt die transnationalen Sozialräume ins Zentrum und analysiert, wie diese entstehen, ob es unterschiedliche Arten gibt und wie diese von den Beteiligten wahrgenommen werden. Grundlegende methodische Idee ist es, in Anlehnung an George Marcus' „*follow the people*“ (Marcus 1995), den Netzwerken zu folgen und so Beziehungen über Landesgrenzen hinweg zu rekonstruieren.

Hierzu führte ich zuerst biographische Interviews mit Personen der zweiten Generation spanischer MigrantInnen in der Schweiz durch. Der biographische Fokus ist von Interesse, da Entstehung, Pflege und Bedeutung transnationaler Beziehungen und Sozialräume interessieren. Dadurch wird eine zeitliche Komponente relevant, wie sie in einer biographischen Perspektive abgebildet ist. Die zeitliche Komponente wurde sodann als zentrale Achse für eine Typologie verschiedener „transnationaler Karrie-

⁴ Die Forschungsarbeit ist Teil des SNF-Projekts „Bridging Places Across Borders“, das die Konstitution und Perzeption transnationaler Sozialräume untersucht. Zum Forschungsteam gehören Prof. Dr. Michael Nollert (Universität Fribourg) und Prof. Dr. Janine Dahinden, PD Dr. Yvonne Riaño sowie Marc Tadorian (Universität Neuchâtel).

ren“⁵ genutzt. Fünf der befragten Personen wurden als VertreterInnen eines Typs ausgewählt und ein zweites Mal befragt. Das zweite Interview systematisierte einerseits die Netzwerke, indem mit egozentrierten Netzwerkkarten gearbeitet wurde. Andererseits wurden anhand einer Landkarte von Spanien Bilder, Erinnerungen und Bezüge zu Orten thematisiert. In einer Feldphase wurden sodann die zentralen Personen der transnationalen Netzwerke in Spanien befragt und die thematisierten Orte besucht, beobachtet und dokumentiert. Ein abschliessendes Gespräch mit den fünf Befragten der zweiten Generation steht derzeit noch aus.

Schweiz: die zweite Generation

Die transnationalen Familiengeschichten begannen aus der Perspektive der zweiten Generation in der Schweiz in den allermeisten Fällen mit den jährlichen Spanienreisen im Familienverband. Die Aneignungsformen dieser gewissermassen „vererbten“ grenzübergreifenden Familienbande unterscheiden sich danach jedoch deutlich. Im jetzigen Stand der Erhebung und Auswertung beinhaltet die Typologie „transnationaler Karrieren“ fünf Typen:

- (1) *Bruch/Ablösung*: Zumeist im Verlauf der Pubertät kommt es parallel zum Ablösungsprozess von den Eltern auch zu einer Ablösung von der Familie „der Eltern“. Ein Ereignis wie beispielsweise der Tod der Grossmutter in Spanien kann sodann dazu führen, dass die zweite Generation von der Pflicht der Familienbesuche entbunden wird und die Besuche immer spärlicher werden.
- (2) *Verlust der Transnationalität*: Da es in der Schweiz eine ausreichend grosse spanische Gemeinschaft gibt, kann innerhalb des Familien- und Freundeskreises ohne jegliche transnationale Beziehungen nach Spanien ein gewisses „Spanisch-Sein“ gepflegt werden.
- (3) *Kontinuität*: Die Beziehung zu Personen und Orten in Spanien entwickelt sich von den alljährlichen Besuchen zusammen mit den Eltern kontinuierlich zu einem eigenen Beziehungsgeflecht, ohne dass Brüche oder Übergänge festzustellen wären.
- (4) *Ereignis*: Durch ein spezielles Ereignis wie eine Hochzeit oder einen runden Geburtstag einer Grossmutter können neue Beziehungen zu bisher unbekanntem oder unbeachteten Familienmitgliedern geknüpft werden.
- (5) *Eigenes Spanien*: Da die meisten spanischen MigrantInnen der ersten Generation als Gastarbeiter einwanderten und ein Grossteil der zweiten Generation ein höheres Bildungsniveau erreichte als die Eltern, kann es vorkommen, dass

⁵ Der Begriff der Karriere orientiert sich an den Überlegungen von Howard Becker in seinem Werk „Outsiders“ (Becker 1963).

die zweite Generation ein „eigenes Spanien“ im Gegensatz zum Spanien der Eltern entdeckt. Dies kann beispielsweise ein Spanien sein, das über Literatur oder Musik zugänglich ist.

Die ersten beiden Typen wurden für die Datenerhebung nicht weiterverfolgt, da sie zu keinen zentralen Kontakten und Orten in Spanien führen. Bei einer späteren Analyse der transnationalen Karrieren der zweiten Generation werden sie jedoch wieder bedeutsam sein.

Spanien: der Kopf des Pulpo

Die Gespräche und Beobachtungen in Spanien führten mich in eine Grossstadt (Barcelona) und in kleine Dörfer Galiciens. Die Gespräche über die Personen in der Schweiz und über die Beziehung zu ihnen waren unglaublich lebendig, fast als ob diese gleich um die Ecke wohnen würden. Verschiedene Praktiken führten zu einer solch starken und lebendigen emotionalen Bindung. Die Kommunikation, unterstützt durch die heutigen Kommunikationsmittel wie billige Telefonie, Mail, Skype oder andere Internetanwendungen wie facebook oder Homepages, ermöglicht einen kontinuierlichen Austausch. Genauso wichtig sind auch gegenseitige Besuche. Es zeigte sich, dass dort wo auch eine Gegenseitigkeit in den physischen Besuchen herrschte – wenn also auch die spanischen Verwandten und Freunde den Schweizer Alltag der zweiten Generation in der Schweiz einmal erlebt hatten – der Kontakt eine Qualität des Alltäglichen annahm.

In gewissem Sinne kann man sagen, dass nicht nur die zweite Generation in der Schweiz lernen muss, diese transnationalen Beziehungen zu pflegen. Genauso erlernen auch die Verwandten und Freunde in Spanien, wie sie Alltäglichkeit über Distanz hinweg aufrechterhalten können. Ein Beispiel hierfür sind zwei Tanten einer meiner Interviewpartnerinnen, die sich gerade einen neuen Computer angeschafft hatten und von den Möglichkeiten von Email und Skype höchst angetan waren. Andere wiederum meinten, sie sähen ihre Freunde, die in der gleichen Stadt wohnten genauso selten, wie die Freundin oder den Verwandten in der Schweiz.

Ein weiterer wichtiger Aspekt waren die gemeinsamen Erlebnisse und die damit verbundenen Orte. Beispielsweise zeigte mir die Cousine eines Interviewpartners den Strand eines Fischerdorfs in Galicien. Dort trifft sich die ganze Familie im Sommer, wenn die Verwandten aus der Schweiz kommen. In ihrer Erzählung wurde der Strand zu einem sonntäglichen Treffpunkt, an dem gegrillt, gegessen und gespielt wird und der sozusagen ins Inventar der gemeinsamen Geschichten und Orte gehört.

Es gibt sicherlich unterschiedliche Morphologien dieser Beziehungs- und Kommunikationsgeflechte. Eine erste ist im Titel dieses Beitrags mit dem „Pulpo“ angesprochen. Auf meiner Reise durch Galicien, befragte ich die Eltern eines meiner Gesprächspartners. Ich traf sie in einem Hotel am Strand, wo sie einige Tage mit den Enkelkindern eines Sohnes verbrachten, der in Bamako (Mali) lebt und eine Kongolesin

geheiratet hat. Die Eltern waren vor etlichen Jahrzehnten in die Schweiz gewandert und leben seit einigen Jahren wieder an ihrem Herkunftsort, einem Dorf im galicischen Hinterland. Die Söhne hatten es den Eltern gleichgetan und waren alle ebenfalls migriert: der eine nach Mali, der andere in die USA, ein anderer nach Galicien und der letzte hatte sich nach einem Migrationsversuch nach Australien wieder in der Schweiz niedergelassen. Sie alle pflegen einen regen Austausch über verschiedene Kommunikationskanäle und treffen sich auch regelmässig, sei es in Galicien oder an einem der anderen „Heimatorte“. Dass dieser Austausch sich nicht auf Kommunikation beschränkt, zeigt folgende Anekdote. Ein Freund des in der Schweiz wohnenden Sohnes heiratete in Australien. Als Geschenk wollte letzterer ihm einen spanischen Tischfussballkasten schenken. Dazu bedurfte es einer gemeinsamen Aktion mehrerer Familienmitglieder: der Vater suchte in Spanien nach dem Produkt, der Bruder in Mali organisierte die professionelle Spedition, da er in diesem Bereich tätig ist und der Bruder in der Schweiz konnte so sein gewünschtes Geschenk überbringen.

Solche Unterstützungspraktiken beruhen auf Vertrauen und emotionaler Verbundenheit. Um diese emotionale Verbundenheit und Nähe trotz der physischen Distanz zu fassen, beschrieben die Eltern ihre Familie als „Pulpo“. Die Eltern in Galicien – sozusagen als Kopf – und die Söhne – gewissermassen als Arme – verstreut über verschiedene Länder und Kontinente. Dass alle von einander wissen, sich unterstützen und einander verbunden bleiben, drücken, bildlich gesprochen, die Arme des „Pulpo“ aus. Der Kopf ist in Galicien, wo die Eltern wohnen und wo alle eine gemeinsame Vergangenheit und Gegenwart haben.

Literatur

- Becker, Howard (1963). *Outsiders: Studies in the Sociology of Deviance*. New York: The Free Press.
- Marcus, George E. (1995). *Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography*. *Annual Review of Anthropology*, 24:95-117.
- Schütze, Yvonne (2006). *Quantitative und qualitative Veränderungen in den sozialen Netzwerken junger Migranten - Ergebnisse einer Langzeitstudie*. In: Hollstein, Bettina und Florian Straus (Hg.). *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen* (295-331). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Abschlüsse am Lehrstuhl Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit

Wir gratulieren zum erfolgreichen BA-Abschluss

Sara Elena Sorrenti
Stefanie Märki
Tanja Maier
Dorian Kessler
Raffaella Zimmermann
Claudia Neuweiler
Anne Allemann-Loeliger
Myriam Gaitsch
Salome Hert
Anna Meister
Madeleine Scherrer
Martina Schild
Susanne Thürig
Erika Tschanz
Aylin Wagner
Regula Widmer

Wir gratulieren zum erfolgreichen MA-Abschluss

Nicole Fahrni: Perspektiven auf die Ergebnisqualität stationärer Entzugsbehandlungen
Sibylle Blanchard: "Heute ist Papis Tag..."

Wir gratulieren zum erfolgreichen Lizentiatsabschluss

Christophe Roulin: Soziale Arbeit, Moral und Ethik in Zeiten funktionaler Differenzierung

Fachschaft SoFa

Was ist die Fachschaft?

Die Fachschaft Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit (SoFa) ist die Gesamtheit aller Studierenden in diesem Fachbereich. Das oberste Gremium, das Fachschaftskomitee, ist für die Aktivitäten und Politik der Fachschaft zuständig.

Das Fachschaftskomitee besteht aus engagierten Studierenden, die neben ihren Studienaktivitäten auch etwas für das Wohlergehen der Studierenden tun möchten. Die Fachschaft bietet die Möglichkeit, einen Einblick in die Politik der Universität zu erlangen und/oder spannende Events zu organisieren.

Informiert bleiben!

Auf unserer Homepage: <http://student.unifr.ch/travsoc/> findest du wichtige Informationen zu deinem Studium und zu den Aktivitäten der Fachschaft. Dazu gehören: Jobangebote, Events der Fachschaft, Sitzungstermine und –protokolle und vieles mehr!

Wer am Lehrstuhl für Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit eingeschrieben ist, hat zudem die Möglichkeit, über die Plattform Moodle direkt per E-Mail über die Aktivitäten der Fachschaft informiert zu werden!

Interessiert?

Hast du Lust, im Fachschaftskomitee mitzuarbeiten, dann melde dich unter fs-sofa@unifr.ch oder schau einfach einmal an einer unserer Sitzungen vorbei (Sitzungstermine auf der Homepage!).

Wir freuen uns auf viele interessante Semester in Zusammenarbeit mit dir!